

| | |
|---------------------|---|
| Zeitschrift: | Das Schweizerische Rote Kreuz |
| Herausgeber: | Schweizerisches Rotes Kreuz |
| Band: | 72 (1963) |
| Heft: | 7 |
| Artikel: | Dichtung als Weg zur Einweihung : zum Gedenken an Albert Steffen |
| Autor: | Behrmann, Friedrich |
| DOI: | https://doi.org/10.5169/seals-975373 |

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man rechnet damit, dass der Wiederaufbau von Skoplje etwa zwanzig bis dreissig Jahre dauern werde. Darum sieht das Planungsbüro vor, ausserhalb der Stadt sieben Ortschaften zu errichten, die nicht nur eine behelfsmässige Unterkunft bieten, sondern während der ganzen Zeit des Wiederaufbaus den Obdachlosen als Wohnstätte dienen können.

Das Schweizerische Rote Kreuz hat bislang zehn geräumige Holzhäuser in Auftrag gegeben, von denen jedes für vier Familien Platz bietet und Wohnungen mit Küche, Bad und Zimmer enthält. Die Techniker, die aus der Schweiz nach Skoplje reisen, um die einzelnen Teile der Bauten ineinanderzufügen, müssen ihr Zelt mitnehmen, in dem sie nachts schlafen. Auch Wasser- und Benzinkani-

ster dürfen nicht fehlen, denn mit ordnungsmässigen Mahlzeiten ist in Skoplje nicht zu rechnen. Sie müssen sich selbst verpflegen. Man arbeitet den ganzen Tag, von früh bis spät. Noch liegen viele Briefe, Anfragen aus allen Ländern, wie man helfen könne, unbeantwortet auf den Tischen der Zeltbüros. Es gibt so viel dringendere Sachen zu erledigen! Und oft ist auch niemand da, der genügend Französisch kann, um die Briefe zu übersetzen und eine Antwort zu schreiben.

Unser Mitarbeiter hat die Ortschaft besichtigt, in der unsere Holzhäuser aufgestellt werden sollen. Sie ist am Rande der Stadt gelegen, an der Hauptstrasse, die nach Griechenland führt. Die Jugoslawen haben beschlossen, jede Siedlung mit dem Namen des Spenders zu taufen. So wird demnächst zwischen Autobahn und Warda-Ufer eine «Siedlung des Schweizerischen Roten Kreuzes» erstehen.

DICHTUNG ALS WEG ZUR EINWEIHUNG

Zum Gedenken an Albert Steffen

Von Friedrich Behrmann

Am 13. Juli 1963 ist das Leben des Dichters Albert Steffen in Dornach erloschen. In seinen Gedanken stand er dem Roten Kreuz sehr nahe, wie nahe, haben aber nur wenige erkannt, denn Albert Steffen war ein Stiller, einer, der warten konnte, einer, der sich ruhig zurückzog, als man ihn nicht holte. Trauer erfüllt unser Herz. — Friedrich Behrmann, der Albert Steffen nahestand, hat uns gestattet, den folgenden Nachruf, der erstmals am 24. Juli 1963 in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienen ist, zu publizieren.

Die Redaktion

In einer seltsamen Novelle, «Vielleicht» über schrieben, schildert Marie von Ebner-Eschenbach einen Medizinstudenten, der die Nächte auf dem Friedhof eines Dorfes verbringt, um dort Zwiesprache mit den Toten zu halten. «Der Tod hat sein Schweigen gebrochen», bekennt er, aus dem Schlafe schmerzlich wachgerüttelt, «alle Pforten der Erkenntnis springen auf.» Die Dichterin fühlt sich gedrängt, auf ein Rätsel hinzudeuten, das im Leser als dunkle Ahnung und ungelöste Frage nachklingt. «Vielleicht», so endet sie ihren Bericht, «bekommen wir heute oder morgen von einem Dichter zu hören, der uns Tiefen der Menschenseele erschliesst, in die bisher noch keiner gedrungen ist. Vielleicht.»

Was hier als Ahnung, als banges Vielleicht, in unser Jahrhundert gerufen war, sollte nicht unerfüllt bleiben. Christian Morgenstern, von der Mystik her kommend, hatte einen ersten Durchbruch in jene Tiefen gewagt. Albert Steffen folgte ihm, mit ungeahnter Ausweitung des Blicks, nicht als Mystiker, sondern als Schüler der Naturwissen-

schaft. Er hatte schon früh erkannt, dass die Rückwendung zu den geistigen Ueberlieferungen des Mittelalters oder des Fernen Ostens das innerliche Verarmen der abendländischen Kultur nicht aufzuhalten vermag. Nur eine Geist-Erkenntnis, so sagte er sich, die ebenso exakt ist wie die Sinneserkenntnis, vermag die Kunst zu erneuern.

Im Jahre 1884 als Sohn eines Landarztes im bernischen Murgenthal geboren, hatte er nach seiner Maturität am Berner Literargymnasium Naturwissenschaften und Medizin studiert, erst in Lausanne, später in Berlin und München. Sein geschultes Auge, begleitet von einem brennenden Mitgefühl für die Leiden der Kreatur, riefen ihn dazu auf, eine Dichtung zu schaffen, in welcher die tragische Zerrissenheit zwischen Kunst, Wissenschaft und Religion wieder aufgehoben wurde. Dazu musste er, in unablässiger Arbeit an sich selbst, den eigenen Menschen umschaffen zu einem Auffassungsorgan für geistige Wirklichkeiten. Nur so konnte die verlorene Einheit von sinnlicher und sittlicher Wahr-

nehmung, von anschauender Urteilskraft und sehender Liebe, wieder zurückerobert werden. Er musste das Licht, um ein Wort Carossas zu gebrauchen, aus dem Rachen der Schlange rauben, von innen her, durch eine Verwandlung des Bösen, das heute allen Menschen auflauert und sich immer bedrohlicher in allen Kulturgebieten einnistet will. An dieser selbstgewählten Aufgabe hat Albert Steffen bis zu seinem Lebensende mit unbeirrbarer Treue festgehalten und Werke hervorgebracht, in denen das Rettende und Heilende wesenhaft lebt.

Was Marie von Ebner-Eschenbach nur ahnte, wurde ihm zur Gewissheit: dass Dichterworte, denen eine erlösende Kraft innewohnen soll, nicht aus dem Intellekt, sondern aus den Bereichen, wo die Toten daheim sind, strömen. «Der Dichter», schreibt er, «will jene erhöhte Wirklichkeit schaffen, welche die Toten schon erleben. Er sucht ihre Gemeinschaft, nicht um die Erde zu fliehen, sondern um mitzuhelfen, sie zu retten. Die Gestorbenen, als überirdische Gestalten, sind ihm Vorbilder zu seiner Dichtung. Künftige Dichtung muss Totenfeier und Lebensfest zugleich sein, Brücke von hüben nach drüben, Weg zum Geist.»

1907 hatte Steffen seine erste, schicksalhafte Begegnung mit Rudolf Steiner. In seinen Erinnerungen schrieb er später: «Ich erkannte sogleich den Menschheitsführer.» Nachdem Steffen 1923 als Vorstandsmitglied in die neugegründete Anthroposophische Gesellschaft kam und nach Rudolf Steiners Tod ihr erster Vorsitzender wurde, glaubten viele, der Dichter habe sich in das Réduit einer Weltanschauung, eines geschlossenen Jüngerkreises, andern weder zugänglich noch begreifbar, zurückgezogen. Was ihm durch Steiner widerfuhr, war allein die Bestätigung und Förderung auf dem selbst erkannten und längst beschrittenen Wege. Und dieser Weg, weit entfernt, ihn von der Welt wegzu führen, vertiefte sein liebendes Interesse für die Mitmenschen und für alles, was in der Welt vorging, in einem ungeahnten Masse. In persönlichen Gesprächen erstaunte man immer wieder, wie gründlich Steffen mit den neuesten Erscheinungen in der Kunst, Literatur und Wissenschaft vertraut war. Er, der Einsame, kaum Beachtete, verstand die erfolgreichen Schriftsteller besser als sie selbst.

Zwischen den Jurahängen und den silbernen Alpenketten verließ Albert Steffens Kindheit. In der Ebene floss der Aarestrom, aus dem man ihn als kleines Kind gerettet hatte, als er in einem Kaninchenstall eingeschlafen und von den Fluten einer Ueberschwemmung fortgerissen worden war, fast wie Moses aus dem Kästchen. Durch den Vater lernte er die Berufe und Schicksale seines Dorfes kennen. «Ich wusste, wie es im Elektrizitätswerk an der Aare und im Ziegenstall des ärmsten Rückenwehbäuerleins aussah.» Die langen Schulwege weckten seine Liebe zur Natur. Er übte sich im Schwimmen und Bäumeklettern. «Erst im Alter wurde ihm bewusst», schreibt er in ‚Georg Archibald‘, «dass

seine Neigung, Menschheitsgesetze immer an konkreten Fällen zu erläutern, davon herrührte, dass er nicht an kahlen Turneräten, sondern an fruchtbeladenen Aesten seine Knie wundgeschürft hatte.» Im Arzthause nahte ihm, früher als andern Kindern, der Tod. Auch das Böse trat ihm entgegen, durch bissige Hunde, Wespenstiche, einen wilden Stier.

Unsägliches litt er an der Schule. Aufgewühlt durch die Demütigung, eine Klasse wiederholen zu müssen (in seinen Romanen hat er diesen Schmerz immer wieder nachgestaltet), wurde er wechselweise «zorniger Expressionist» und «zärtlicher Impressionist», der seine Seelenqualen dem Tagebuch anvertraute. Im Gedanken an den hassenden Griechischlehrer bricht eine kühne Erkenntnis durch: «Ich aber werde ihn überholen. Zur Strafe soll er die Dichtung, die mich unsterblich machen wird, im nächsten Leben kommentieren.» Es war ein Blitzstrahl aus dem Unvergänglichen, das ihn lehrte, sein Los zu bejahen und die Verstossenen zu lieben.

Seine Heimat, ihr Schicksalsgeschehen von Geburt und Tod, Krankheit, Seelennot und bösen Gewalten, eingebettet in eine von Bergen umsäumte und vom Himmel überwölbte Ebene, durchzogen vom Lebensstrom der Aare, sie wurde zum Urbild für Albert Steffens Dichterschicksal. Alle Motive, die er sich fortan als Mensch und Dichter zu eigen machte, sind darin enthalten. Um der andern willen, die von Sümpfen und Nebeln bedroht sind, bahnt er seinen Weg zu den Höhen hinauf, um von dort das klare Bergwasser, die Heilkräuter und Kristalle herabzuholen.

Die Tagesliteratur konnte nur Gier, Sensation, Entsetzen über die Nichtigkeit des Lebens erzeugen. Er aber wollte heilen. «Es will mir klar werden, warum ich dichten muss», bekannte der junge Dichter in ‚Georg Archibald‘, «um die Menschen von der Hässlichkeit, der Krankheit, dem Tod zu befreien. Am Ende jedes Buches, das ich schreibe, soll es heißen: Es gibt keine eherne Notwendigkeit.» Doch um zu heilen, muss er seine Seele heiligen. Darum gibt er sich schon als Gymnasiast einem selbstgewählten Mönchsleben hin. Sein Jugendfreund, vom gleichen Helferwillen beseelt, entscheidet sich für die Heilsarmee. Steffen erwidert ihm: «Christus kann auch in die Dichtung eingehen. Dichtung kann zur Gottesbotschaft werden.»

Er stieg, wie er selber sagt, mit dem Licht der Höhen in die tiefsten Abgründe. Um das Leben in seiner äussersten Verkommenheit zu durchdringen, nahm er in Berlin sein Zimmer im Hinterhof eines Elendsviertels. Die Atmosphäre des Lasters, welche ihn umgab, verdichtete sich an einem Novemberabend zur Schau einer grausenerregenden Geistgestalt. «Es war wie ein Würgenwollen, wie eine heftig drängende Mahnung, das Wort der Erlösung zu finden.»

Und das heilende Wort kam auf ihn zu: aus der Liebe zu dem einen, umfassenden Wort, das durch Tod und Auferstehung ging. Ihm galt sein Dichterschaffen, ihm hatte er sein Leben verschrieben. Seine Romane bargen es oft schon in ihrer Ueberschrift: „Bestimmung der Roheit“, „Der rechte Liebhaber des Schicksals“, „Sucher nach sich selbst“. Es wurde bestimmend für das Drama „Das Viergetier“, welches die Tragik eines Raubmörderschicksals aufzuheben sucht.

Albert Steffen wurde zum Dichter der Gegenwart. Nicht des Alltags allein, der sich in nackten Reportagen erschöpft, obwohl er auch diese einbezieht, sondern einer Geistes-Gegenwart, zu der sich sein Bewusstsein immer wieder und immer mächtiger erhob. «Für Albert Steffen ist die Grenze zwischen sinnlicher und übersinnlicher Wirklichkeit gefallen», schrieb Hugo Marti 1925, «hemmungslos überschreitet er ihre einstige Spur, auch im Bilde der Bühne.» Sein moralisches Welterfassen dehnt sich erhellend auf alle Seelen- und Naturerscheinungen aus. Er wurde zum Weltbürger, der das Schicksal des einzelnen, der Heimat und aller Völker von höchster Warte aus überschauen lernte.

Das abstrahierende Begriffsdenken hatten die Griechen noch durch ihre Mythen zu beleben vermocht. Nun beginnt bei Steffen dieser längst versiegte Bilderquell wieder zu fliessen. Er verfasst seine geisthellen „Kleinen Mythen“: Schicksalsfragmente, Menschliches und Allzumenschliches, in knappste Form gegossen. Oft ist es nur eine exakte Sinneswahrnehmung, aber durchsichtig geworden: «Du konntest ein Bienchen beobachten, das grosse Blütenbollen an den Beinchen trug, und zwar von Blumen, die bitter schmeckten. Das merkt man dem Honig nicht mehr an. Ebensowenig wie dem Dichterwort die böse Erfahrung.»

In den Gedichten, vor allem aber in den Dramen, steigern sich diese Bilder zu ungeahnter Vielfalt. Seine grossen Mysterienspiele („Hieram und Salomo“, „Todeserlebnis des Manes“, „Barrabas“, „Alexanders Wandlung“) zeigen in mächtigen Bildvorgängen, auf dem Hintergrunde vergangener und künftiger Menschheitsgeschichte, was zur Rettung unserer bedrohten Kultur führen kann. Von ihrer Darstellung auf der grossen Bühne des Goetheanums gingen bis heute unvergessliche Erlebnisse aus. Aber es wären auch andere Stücke zu nennen, wie „Lin“ (das Drama des Opiumkrieges und der West-Ost-Begegnung), „Pestalozzi“, „Karoline von Günderode“, Perlen dramatischer Kunst, deren sich die Bühnen noch kaum angenommen haben.

1921 hatte Rudolf Steiner die Redaktion der neu gegründeten Wochenschrift „Das Goetheanum“ an Albert Steffen übertragen. Damit war für den Dichter ein Organ geschaffen, in welchem er sich durch Aufsätze, Aphorismen und Gedichte aussprechen konnte. Seine Betrachtungen griffen in alle Kulturprobleme und Tagesereignisse und stellten sie unter den Regenbogen seiner Geisterfahrung.

In den achtzehn Essaybänden hat vieles davon Eingang gefunden. Ungewöhnlich, ja einzigartig ist aber die Tatsache, dass während zweihundvierzig Jahren, Woche um Woche, ohne Unterbruch und fast bis zu seinem letzten Lebenstag, der Redaktor seine Beiträge liefert, Beiträge von Gehalt und Gewicht, und dass er nebenher noch Zeit findet, grosse Dichtungen zu schaffen. Sein Lebenswerk umfasst gegen 80 Veröffentlichungen, darunter 14 Romane, 13 Bände Erinnerungen, Skizzen, Miniaturen, 10 Gedichtbände, 17 Dramen, 18 Essaybände. Nur äusserste Konzentration, unerbittliche Schulung konnten dies verwirklichen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, was Albert Steffen inmitten einer bedrohenden Weltlage für die Schweiz getan hat. 1946 erscheint in allen grossen Tageszeitungen sein „Aufruf an das Schweizervolk“. Mit eindringlichen Worten legt er einen Gedanken dar, den er bei Dunant gefunden und in seinem packenden Rotkreuzdrama „Märtyrer“ (1940 geschrieben, 1947 in Basel uraufgeführt) erweitert hat: Für den Kriegsfall ganze Länder als „Oasen der Menschlichkeit“ auszusparen, zum Schutze der Kranken, Verwundeten und der Zivilbevölkerung. Er fordert die Behörden, ja jeden Schweizer dazu auf, sich mit ganzer Kraft und Begeisterung dafür einzusetzen, als eine der Schweiz auferlegte Menschheitsaufgabe. Nationalrat Anderegg reichte den Aufruf als Postulat, unterschrieben von weiteren 55 National- und Ständeräten, beim Bundesrat ein. Es ehrt den Dichter, dass sein Vorschlag schliesslich Aufnahme fand in den Genfer Konventionen von 1949.

1956 wandte sich der Dichter noch einmal an die Verantwortung Tragenden in aller Welt. In „Brennende Probleme, Völkerrecht und Menschenrechte. Oasen der Menschlichkeit. Atomforscher“ heisst es: «Man kann gegenwärtig nicht mehr menschenwürdig leben, wenn man glaubt, dass im Weltall nur physikalische, chemische, mathematische und dergleichen Gesetzmässigkeiten wirksam und erfahrbar sind, dass der Homo sapiens nur vom Tier abstamme, dass die Freiheit der Individualität nur ein Wahn sei. Um das Dasein, das jederzeit einem dritten Weltkrieg mit Nuklearwaffen ausgesetzt ist, ertragen zu können, sollte man wissen, dass der Wesenskern des Menschen nicht vernichtet werden kann, auch wenn der physische Leib dem Tode unterliegt... Die Wasserstoffbombe bleibt der ewigen Individualität des Menschen gegenüber ohnmächtig.»

Hier sprach kein Glaube, sondern die selbst-erfahren Einsicht. Albert Steffen hatte sich das Bürgerrecht in der geistigen Heimat erworben. Nun erst, im letzten Lebensjahrsiebent, gewann er die volle Ueberschau und kam seine Poesie zur vollen Blüte. Die Altersromane „Altmanns Memoiren“ und „Dreiunddreissig Jahre“, die ergreifenden Tagebücher mit seiner verstorbenen, von ihm über alles geliebten Gattin, im zweiten Band von Elisabeth

Steffen, „Selbstgewähltes Schicksal“, und in „Mission der Poesie“, lassen die Geist-Erfahrungen zu einem geradezu bestürzenden Erlebnis werden. Für eine Dichtung der Zukunft eröffnen sie Neuland und ungeahnte Möglichkeiten.

Brückenschlag auf dem Wege zur Einweihung werden auch seine Gedichte. Ihre Rhythmen und Lautfolgen sind nie zufällig oder willkürlich, sondern der höheren Wirklichkeit abgelauscht. Und hingebendes Lauschen offenbart dem Leser (besser noch: dem Sprecher) ihre kristallene Durchsichtigkeit. Sie sind geboren aus der Heiligkeit des Wortes, das in allen Dingen lebt. Darum vermögen sie das Zarte, Innige ebenso zu formen wie das Gewaltige, sei es das Lächeln eines Kindes oder der Donner kommender Weltkatastrophen.

Der wahre Dichter, sagt Steffen, will weder belehren noch bekehren, sondern im Geist verklären. Wundersam fasst er sein Vermächtnis zusammen:

*Farbenweben, Friedensklänge, liebende Worte
vermittelt von Geistern, die mich besuchten,
und Gebete der Weisen hab ich gesammelt,
halt ich immer bereit,
und die Tagebücher der Menschlichkeit
in Schmerzensnächten gesichtet,
für alle, die arm an Erlebnissen sind ...*

Im Traume, berichtet er, gelang es ihm einmal, ein blühendes Pfirsichbäumchen aus der Feuerbrunst zu retten, während die Hausleute sich vergeblich abmühten, ihre Geldschränke herauszubringen. Welch treffendes Bild für Steffens Dichterschaffen!

Erst am Ende seines sieghaft durchlittenen Lebens trat er auch als Maler hervor. Zwei grosse

Bildmappen, die letzte mit dem bedeutungsvollen Titel „Lebensbilder an der Todespforte“, enthüllen in den reinsten, ungebrochenen Farben die Unerschöpflichkeit seines Künstlertums.

Albert Steffen hat sein Leben nicht nur als Dichter vollendet, als Forscher, Künstler und Mensch, sondern als Jünger. Seine eignen Verse offenbaren es, und man lauscht ihnen in tiefer Dankbarkeit:

*Wir hören Deine Worte, und wir gehen,
auch wenn wir sterben, in das Leben ein.
In tiefsten Erdenfinsternissen sehen
wir schon der Sterne Auferstehungsschein.*

*Nicht rückwärtsschauend — richtend noch
gerichtet,
nein, vorwärtsweisend auf dem Götterpfade,
im körperlichen Sein vollends vernichtet,
doch wiederkehrend mit dem Weltenrade.*

*Und es begleiten auf dem Himmelswagen
uns Seraphine, Cherubine, Throne,
die auf den Flügeln Sonnenaugen tragen,
verliehen von dem Gott und Menschensohne.*

*Wir sehn durch sie in Bildern vorgeführte,
noch ferne unverwirklichte Geschicke.
Die Urgewalt, die unser Herz berührte,
sie lebt verwandelt im Erkenntnisblicke.*

*Durch Freudentränen werden wir gewahren
das Ewige, das wir als Geister tauschen
auf dieser Wanderung und neu erfahren,
wenn wiederum wir Deinem Worte lauschen.*

DER BEITRAG DES ROTEN KREUZES AN DIE FORTBILDUNG DES VÖLKERRECHTS

Von PD Dr. Hans Haug

1. Fortsetzung

II

Im Juni 1859 wird der 31jährige Genfer Kaufmann Henry Dunant Zeuge der Schlacht von Solferino, die zur Befreiung Oberitaliens von der österreichischen Herrschaft führt. Als die Nacht nach dem nur 15stündigen Ringen zwischen den französisch-italienischen und den österreichischen Truppen auf das Schlachtfeld niedersinkt, liegen gegen 40 000 Verletzte in ihrem Blut. Dunant hört ihr

Schreien und Stöhnen, ihre Rufe nach Hilfe, die nur wenige erreicht, weil die Sanitätsdienste der gewaltigen Aufgabe nicht gewachsen sind. In dieser grauenvollen Lage, die ihn tief erschüttert, wird Dunant zur Tat getrieben. Obwohl ein fremder Zivilist, dem Kenntnisse und Mittel völlig fehlen, unternimmt er während dreier Tage und Nächte alles, was möglich ist, um Leiden zu lindern, um zu trösten und zu retten. Er wird zum Mittelpunkt einer Hilfsaktion, die spontan aus der Bevölkerung